

Maruta Herding\*, Daniel Diegmann, Anja Frank, Maria Jakob

# Normalität unter außergewöhnlichen Bedingungen: Perspektiven junger Inhaftierter

## Normality under Extraordinary Conditions: Perspectives of Young Prisoners

<https://doi.org/10.1515/zfrs-2026-3003>

**Zusammenfassung:** Der Beitrag widmet sich der Frage, wie junge Inhaftierte Normalität in ihren Erzählungen hervorbringen und welche Funktionen diese Bezugnahmen für sie erfüllen. Auf der Grundlage narrativer Interviews wird gezeigt, dass Normalität für die Jugendlichen eine zentrale Ressource darstellt, um Erfahrungen zu deuten und zu kommunizieren, Selbstbilder zu stabilisieren und institutionelle Praktiken zu kommentieren. Normalität wird dabei in doppelter Weise verhandelt: als positiver Horizont, der innerhalb der Haft (z. B. durch Routinen oder Ausbildung) eingefordert oder für die Zeit nach der Entlassung imaginiert wird, sowie als Gegenhorizont, der den Verlust alltäglicher Routinen, jugendtypischer Erfahrungen und sozialer Beziehungen sichtbar macht. In beiden Modi dient Normalität als Maßstab, an dem sich die Jugendlichen orientieren und mit dem sie die Bedingungen ihrer Inhaftierung – oftmals kritisch – aushandeln. Der Beitrag argumentiert, dass Normalität im Strafvollzug nicht nur institutionell intendiert oder eingeschränkt, sondern wesentlich von den Gefangenen selbst diskursiv hergestellt wird. Dadurch wird Normalität im Jugendstrafvollzug als ambivalentes, situativ verhandeltes Verhältnis sichtbar – zwischen Disziplinierung, Resozialisierungsprogrammen und den subjektiven Deutungen der Inhaftierten.

---

\***Korrespondenzautor: Maruta Herding**, Deutsches Jugendinstitut e.V., Außenstelle Halle, Franckeplatz 1, Haus 12/13, 06110 Halle (Saale), E-Mail: [herding@dji.de](mailto:herding@dji.de). <https://orcid.org/0009-0005-5111-1741>

**Daniel Diegmann**, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Arbeitsbereich Systematische Erziehungswissenschaft, Haus 5, Franckeplatz 1, 06110 Halle (Saale), E-Mail: [daniel.diegmann@paedagogik.uni-halle.de](mailto:daniel.diegmann@paedagogik.uni-halle.de). <https://orcid.org/0009-0000-7798-6734>

**Anja Frank**, Deutsches Jugendinstitut e.V., Außenstelle Halle, Franckeplatz 1, Haus 12/13, 06110 Halle (Saale), E-Mail: [afrank@dji.de](mailto:afrank@dji.de). <https://orcid.org/0000-0001-8918-8254>

**Maria Jakob**, Deutsches Jugendinstitut e.V., Außenstelle Halle, Franckeplatz 1, Haus 12/13, 06110 Halle (Saale), E-Mail: [jakob@dji.de](mailto:jakob@dji.de). <https://orcid.org/0000-0002-0703-4671>

**Schlüsselwörter:** Gefängnis, Jugend, Normalität, Normalisierung, Identität, Resozialisierung

**Abstract:** This article examines how young prisoners construct normality in their narratives and what functions these references to normality serve for them. Drawing on narrative interviews, it demonstrates that normality constitutes a central resource for young inmates to interpret and communicate experiences, to stabilize self-images, and to comment on institutional practices. Normality is negotiated in a dual way: as a positive horizon, invoked within imprisonment (e.g., through routines or education) or imagined for life after release; and as a counter-horizon, making visible the loss of everyday routines, age-typical experiences, and social relationships. In both modes, normality serves as a benchmark which provides orientation for the young prisoners and through which they – often critically – negotiate the conditions of their incarceration. The article argues that normality in prison is not only institutionally intended or restricted, but is also discursively produced by the inmates themselves. Thus, normality in youth imprisonment emerges as an ambivalent and situationally negotiated relation – positioned between discipline, resocialization programs, and the subjective interpretations of the incarcerated.

**Keywords:** prison, youth, normality, normalization, identity, resocialization

„Also hier im Knast hassen alle Wochenende; (...) und draußen ist es komplett andersrum. Ist manchmal lustig.“

Interview mit Marvin, Zeile 218–221

Dieses Zitat eines jungen Inhaftierten bringt den Ausgangspunkt dieses Beitrags zum Ausdruck: Im Gefängnis gelten andere Logiken als „draußen“, das Normale wirkt auf den Kopf gestellt. Das Gefängnis erscheint als verkehrte Welt, als Ort des Unnormalen. Ähnlich beschreiben andere junge Gefangene den Sommer als schlimmer als den Winter, weil man nicht hinausgehen könne, oder Langeweile als so selbstverständlich, dass man sie gar nicht mehr bemerke. Diese Beschreibungen entstammen Interviews, die wir im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung zivilgesellschaftlicher, pädagogischer Projekte im Strafvollzug mit jungen Inhaftierten geführt haben. Dabei fiel auf, dass die Gefangenen in vielfacher Hinsicht auf Normalität Bezug nehmen – sei es in der Klage über „unnormale“ Verhältnisse oder in der Hervorhebung vermeintlich „normaler“ Begegnungen.

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht daher die Frage, wie Vorstellungen des Normalen und Unnormalen in Erzählungen junger Inhaftierter zum Aushandlungsgegenstand werden und welche Funktionen diese Bezugnahmen für sie haben. Aus-

gangspunkt ist die Annahme, dass Gefängnisse besondere Orte sind, in denen Normalität spezifisch hergestellt und in sozialen Interaktionen verhandelt wird.

Dies ist erstens aus devianzsoziologischer Sicht aufschlussreich: Versteht man den Strafvollzug als Institution, die an den normativen Grenzen einer Gesellschaft Abweichung bearbeitet, so ist das Gefängnis in diesem Sinne als ein unnormaler Ort markiert. Dass Normalität hier (und generell) nicht vorausgesetzt ist, sondern situativ (bzw. gesellschaftlich) produziert wird, ist hier besonders gut beobachtbar. Zweitens ist dies für inhaftierte junge Menschen besonders ambivalent, befinden sie sich doch in einer Lebensphase, in der jugendtypische Abweichung auch als normal und akzeptabel gilt – während sie zugleich im Gefängnis Teil eines institutionellen „Normalisierungsprogramms“ werden. Drittens eröffnet ein solcher Blick neue Perspektiven im Kontext der Gefängnisforschung. Während der Strafvollzug klassischerweise als disziplinierendes Machtinstrument (Foucault 2004 [1977]) oder Ordnungsmechanismus (Sparks et al. 1996) erfasst wird, setzen Studien zu subjektiven Deutungen junger Inhaftierter einen anderen Akzent, indem die eigenlogische Auseinandersetzung mit Haft und ihre biografische Verarbeitung in den Mittelpunkt rücken (Weyers 2005, Bereswill 2010, Bereswill 2018, Maruna 1999).

Vorstellungen von Normalität finden sich auf allen drei Ebenen: in gesellschaftlichen Erwartungshorizonten, bei den jungen Inhaftierten und in den Strukturen des Gefängnisystems. In diesem Beitrag untersuchen wir die Perspektiven junger Inhaftierter. Zunächst schärfen wir dafür den Begriff der Normalität, setzen ihn in Beziehung zu Jugend und Gefängnis und umreißen auf dieser Grundlage den Forschungsstand. Den Hauptteil bildet die Analyse von Interviews mit jungen Inhaftierten sowie eine Systematisierung ihrer Bezugnahmen auf Normalität. Abschließend werden weiterführende Fragen formuliert und mögliche Anschlüsse an bestehende Diskussionsstränge aufgezeigt.

## **Gefängnis und Normalität – Diskussion und Forschungsstand**

### **Gegenstandsbestimmung: Normalität und Abweichung**

Normalität erscheint im Alltag als etwas Selbstverständliches. Das „Normale“ kann dabei Unterschiedliches bedeuten: Es verweist erstens auf das Unhinterfragte und Gewohnte in vertrauten Lebensbereichen – und ermöglicht so Alltag und Routinen. Es verweist zweitens auf das Durchschnittliche im Verhältnis zu einer Grundgesamtheit und bringt so Akteure in soziale Relationen zueinander. In normativer

Zuspitzung verweist es drittens auf das Konventionelle, das sich an gesellschaftlichen Regeln und Wertvorstellungen orientiert (Boll 2022: 169). Dies drückt sich etwa in der Vorstellung von Normalbiografien (Levy 1977) oder im soziologischen Konzept des „institutionalisierten Lebenslaufs“ (Kohli 1985) aus. Aus dieser Perspektive sind Normalitätsvorstellungen zum einen gesellschaftliche Erwartungshorizonte, die überhaupt erst die Grenzen des Normalen und Akzeptierten definieren und zugleich Abweichung markieren und sanktionieren. Sie fungieren als Orientierungsfiguren für Individuen und Gruppen – als implizite Unterstellung wie auch als explizite Erwartung (Lipp 2010/1985). Zum anderen sind Normalität und Abweichung relationale Konstrukte, die in der Auseinandersetzung mit anderen Personen, mit Institutionen und gesellschaftlichen Vorstellungen immer wieder neu bestimmt, bestätigt oder infrage gestellt werden. Der Bezug auf Normalität gewinnt dadurch eine doppelte Funktion: Einerseits wird sie als selbstverständlicher Hintergrund evoziert – das „Gewöhnliche“, das erst durch seinen Verlust oder seine Störung sichtbar wird. Andererseits wird sie in Interaktionen aktiv behauptet, verteidigt oder neu verhandelt. Insbesondere Sacks (1984) hat mit dem Konzept des „doing being ordinary“ gezeigt, dass „Gewöhnlich-Sein“ eine fortwährende praktische Leistung ist, mit der Akteure ihre Zugehörigkeit zu einer sozialen Ordnung anzeigen und absichern, und deren Regeln der Hervorbringung im Alltag implizit bleiben. Im Gefängnis wird dieses Hervorbringen von Normalität jedoch explizit, da etablierte Routinen, Rollen und Interaktionsordnungen irritiert oder unterbrochen sind. Gleichzeitig ist die Herstellung von Normalität prekär und eingeschränkt.

Normalität und Abweichung sind in diesem Sinne in ein komplexes Geflecht von Sinnzuschreibungen eingebunden. Sie überlagern und verschieben sich, können situativ neu definiert oder herausgefordert werden. Dem justiziellen Feld und seinen Akteuren kommt dabei die Funktion zu, diesen Grenzbereich besonders scharf zu konturieren: Grenzen zwischen „normal“ und „abweichend“ zu ziehen, deren Überschreiten zu markieren und durch Sanktionen zu bearbeiten.

## **Normalität, Abweichung und Strafvollzug**

Der Zusammenhang von Normalität, Abweichung und Strafvollzug gehört zu den klassischen Topoi historischer, rechtlicher, sozialwissenschaftlicher und pädagogischer Debatten. Auch wenn der Zusammenhang zwischen Strafvollzug und Norm, Normalität bzw. Normalisierung unterschiedlich perspektiviert wird, ist der Diskurs doch durch die nahezu unumgängliche Einsicht geprägt, dass Normalität und justizielles Strafen in einem konstitutiven Verhältnis zueinanderstehen: Gesellschaftliche Normen und Normalitätsvorstellungen sowie ihr Gegenstück,

Vorstellungen von Abweichung, bilden die Grundlage für die Praktiken der Strafverfolgung und des Strafvollzugs. Zugleich sind justizielle Akteure an der sozialen Herstellung und Institutionalisierung ebenjener Normalität(en) beteiligt. Sie definieren durch Gesetzgebung, Disziplinierung, Sanktionierung und Vorstellungen von Resozialisierung, welche Verhaltensweisen als normal oder abweichend bzw. als strafwürdig und justiziabel gelten. Ausgehend von ihrer gesellschaftlichen Funktion, Abweichung im strafrechtlichen Sinne zu bearbeiten, sind Gefängnisse aus der oben beschriebenen Alltagsperspektive damit „unnormale“ Orte.

Dementsprechend gilt beispielsweise im deutschen Strafvollzug der Angleichungsgrundsatz: Der Alltag im Gefängnis soll den „allgemeinen Lebensverhältnissen soweit als möglich angeglichen werden“ (§ 3 Strafvollzugsgesetz). Maßgeblich ist dabei eine Vorstellung von Lebensbedingungen und Lebensvollzügen, die als normal – im Sinne von gewöhnlich und akzeptabel – innerhalb einer Gesellschaft gelten. In skandinavischen Strafvollzugssystemen oder in Dokumenten des Europarats tritt die semantische Nähe zwischen Vollzugsnorm und Normalitätsvorstellungen noch deutlicher hervor: Hier ist mitunter ausdrücklich vom Normalitätsprinzip (principle of normalisation, normalitetsprinsippet) die Rede (Vollan 2016, Council of Europe 2006, Villman 2023). Gefängnisse sollen sich also an einer vorgestellten „Normalität“ orientieren, um Inhaftierte durch Integrationsmechanismen wie Bildung und Arbeit auf die Wiedereingliederung in die Gesellschaft vorzubereiten, sie zu resozialisieren und in diesem Sinne zu normalisieren. Im Strafvollzug kommen damit nicht nur gesellschaftliche Normen und Vorstellungen von Normalität zum Ausdruck, sondern es werden auch Mittel eingesetzt, um diese aktiv herzustellen und durchzusetzen – etwa in Form der Arbeitspflicht.

## Jugendliche Normalität, Abweichung und Strafvollzug

Im Kontext des Jugendstrafvollzugs erscheint das Verhältnis von Normalität und Abweichung in besonderer Weise akzentuiert. Jugend gilt als Lebensphase, die mit Grenzüberschreitungen und Abweichungen auch in Form von Delinquenz verbunden ist. Zugleich wird diese Abweichung entdramatisiert, da sie weithin als „normal, ubiquitär und episodenhaft“ gilt (Kaplan & Roos 2021: 6).

Im Jugendstrafvollzug trifft diese als jugendtypisch verstandene Abweichung jedoch auf eng gefasste Normalitätsvorstellungen sowie auf eine institutionelle Ordnung, die stark auf Normtreue, Disziplinierung und die Einpassung in normalbiografische Verläufe zielt. Während gesellschaftliche Vorstellungen jugendlicher Normalität gerade auch die – zumindest temporäre – Zurückweisung etablierter Normen, Grenzüberschreitungen und performative Abweichungen von Maßstäben Erwachsener einschließen, werden diese im Vollzug sanktioniert und reguliert. Der

haftbedingte Aus- und Einschluss betrifft damit ausgerechnet eine Lebensphase, in der Jugendliche auch vermittels solcher Grenzgänge in die Gesellschaft hineinwachsen sollen. Sie sehen sich folglich widersprüchlichen Normalitätsvorstellungen und -imperativen gegenüber.

### Normalität in der Strafvollzugsforschung

In den klassischen historischen und sozialwissenschaftlichen Arbeiten wird der Strafvollzug sowohl als konstitutives Element der Produktion gesellschaftlicher Normalität in den Blick genommen als auch im Hinblick auf die Abwesenheit gesellschaftlicher Normalitätsstandards diskutiert. So beschreibt Foucault (2004 [1977]) die Genealogie der Gefängnisstrafe nicht allein im Hinblick auf den Sanktionsaspekt, durch den Deviante aus dem gesellschaftlichen Raum ausgeschlossen werden. Er zeigt zugleich, dass das Gefängnis auch nach außen wirkt, indem es gegenüber den Mitgliedern der Gesellschaft eine orientierende und disziplinierende Funktion entfaltet. Damit erscheint das Gefängnis nicht nur als Institution der „Menschenbesserung“, sondern auch als Einrichtung, die auf die Gesamtbevölkerung normalisierende und disziplinierende Effekte ausübt. Demgegenüber machen u. a. Sykes (1958) und Goffman (1977) auf die Unterbrechung und Abwesenheit von Normalität in geschlossenen bzw. totalen Institutionen aufmerksam. Die von Sykes beschriebenen *pains of imprisonment* verweisen auf den Verlust normaler Lebensvollzüge und die strukturellen Differenzen zwischen Gefängnis und gesellschaftlicher Normalität, sie bilden jedoch zugleich die Grundlage einer eigens „normalen“ Gefängnisgesellschaft (Sykes 1958: 63–83). In ähnlicher Weise argumentiert Goffman, für den totale Institutionen einerseits die Kontrastfolie zu dem darstellen, was gewöhnliche Lebenswelten kennzeichnet. Gleichzeitig etabliert sich im Inneren eine eigene Form von Normalität – mit Routinen, Regeln, sprachlichen Normen und spezifischen sozialen Gefügen, die innerhalb der Institution als selbstverständlich gelten (Goffman 1977).

Aktuelle empirische Studien aktualisieren die Befunde vor dem Hintergrund neuerer Entwicklungen im Strafvollzugssystem. So greift Crewe (2011) Sykes' Analyse der *pains of imprisonment* auf und zeigt, dass sich die Belastungen des Strafvollzugs in der Spätmoderne verschoben haben. Brutalisierende und degradierende Elemente des Vollzugs seien zwar zurückgegangen, dafür hätten subtilere Formen von Zumutungen an Gewicht gewonnen. Damit verweist er auf eine veränderte Logik des Strafvollzugs, in der Normalität vor allem durch Selbststeuerung und innere Angleichung hergestellt wird. Normalität fungiert hier als Maßstab und normative Erwartung: Gefangene sollen sich zu „normalen“ Bürgern formen, wobei Abweichungen als Risiko betrachtet werden. Insofern zeigt Crewe, wie sich

Gefängnisse in Richtung einer subtilen Programmierung von Normalität entwickelt haben, die weniger auf offene Disziplinierung setzt als auf Selbststeuerung und die Internalisierung gesellschaftlicher Normvorstellungen.

Der Blick auf aktuelle Forschungsarbeiten verdeutlicht, dass Normalität im Kontext des Strafvollzugs bislang überwiegend als normatives Leitbild verstanden wird: Normalität gilt als wünschenswerter Zustand, dem sich Gefangene anzunähern hätten, während das Gefängnis selbst primär als Hindernis dafür erscheint. Damit bleibt Normalität meist auf der Ebene rechtlicher Vorgaben (Angleichungsgrundsatz, Normalitätsprinzip) oder institutioneller Praktiken konzipiert. So zeigt Sieferle (2023) in ihrer Studie zum Alltag ehemals Inhaftierter, dass Normalität nach der Haft zu einer umkämpften Kategorie wird. Normalität erscheint hier nicht als kommunikative oder interaktive Ressource, sondern als verwehrter Zustand: Routinen, soziale Rollen und Zugehörigkeiten bleiben brüchig oder werden etwa durch Marginalisierung und ökonomische Prekarität blockiert. Zugleich berichten die Haftentlassenen von Momenten gelebter Normalität – etwa in Alltagsritualen oder sozialen Kontakten –, die Hoffnung und Zugehörigkeit stiften. Die Ambivalenz von impliziten Normalitätsvorstellungen bei der biografischen Verarbeitung von Haftenerfahrungen zeigt sich beispielsweise in den Studien von Bereswill und Weyers. So hat Bereswill die Gefängnisbilder junger Inhaftierter zwischen „schmerzhaften Einschränkungen“ und Lernprozessen (Bereswill 2018: 737) oder die Orientierung an „gesellschaftlichen Erwartungen einer männlichen Normalbiografie“ in den Blick genommen (Bereswill 2010: 43). Auch Weyers (2005) untersucht subjektive Deutungen von Inhaftierten, hebt aber stärker auf die Orientierung an moralischen Normen denn an Normalität ab. Maruna (1999) und Presser (2009) zeigen, dass narrative Konstruktionen von Normalität und „guten“ Identitäten eine zentrale Rolle für Prozesse der Distanzierung von Delinquenz spielen.

Normalität als interaktiven Prozess rekonstruiert Osvaldssons (2004) bezogen auf das institutionelle Setting geschlossener Jugendheime in Schweden (Särskilda Ungdomshem). Sie zeigt, wie durch die interaktive Herstellung von Normalität Zuschreibungen von Devianz unterlaufen und alternative Identitäten beansprucht werden. In eine ähnliche Richtung weist Villman (2023), die in finnischen offenen Gefängnissen untersucht, wie Gefangene Normalität im Hinblick auf ihr Leben nach der Haft konstruieren. Sie rekonstruiert drei Narrative von Normalität (nostalgische und imaginierte Normalität sowie Infragestellen klassischer Normalitätsvorstellungen), die unterschiedliche Funktionen für die Interviewten besitzen. Damit wird Normalität zu einer subjektiven Ressource, die sowohl Reintegrationsabsichten ausdrückt als auch zur Selbstpositionierung genutzt wird. Zugleich zeigt die Studie die Spannung zwischen institutionell intendierter Normalisierung und den subjektiven Bedeutungen von Normalität seitens der Gefangenen.

## Perspektivierung und forschungsleitende Frage

Die beiden letzten Perspektiven eröffnen zentrale Anschlussmöglichkeiten für unsere eigene Untersuchung: Auch wir sind in unseren Interviews mit jungen Inhaftierten darauf gestoßen, dass diese Normalität implizit und explizit thematisieren. Unser Interesse richtet sich nun darauf, welche Normalitätsvorstellungen inhaftierte Jugendliche entwickeln, woran sie sich orientieren und abarbeiten und wie sie diese Vorstellungen zum Ausdruck bringen. Leitend sind dabei unter anderem folgende Fragen: Wie stellen junge Inhaftierte Normalität im Kontext Strafvollzug her? Wie nehmen sie auf Normalität und Normal-Sein Bezug? Welche Funktion hat es, wenn etwas als normal oder unnormale bezeichnet wird? Auf welche gesellschaftlichen Erwartungshorizonte verweisen diese Bezugnahmen und was zeigen diese Normalitätskonstruktionen über das Gefängnis als gesellschaftliche Institution?

## Feldzugang und Methoden

Die folgenden Ausführungen basieren auf Analysen im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung des Programmbereichs „Extremismusprävention in Strafvollzug und Bewährungshilfe“ im vom BMBFSFJ aufgelegten Bundesprogramm „Demokratie leben!“. Die wissenschaftliche Begleitung ist mit dem Auftrag verbunden, die Arbeit der in diesem Bereich geförderten Projekte zu untersuchen und zu evaluieren. Unser Sample umfasst 24 Projekte zivilgesellschaftlicher Träger in 15 Bundesländern. Deren Angebote reichen von Gruppenangeboten im Bereich politischer oder kreativer Bildung und Antigewalttrainings über Fortbildungen für Justizbedienstete bis hin zu Ausstiegsbegleitungen in den Phänomenbereichen Rechtsextremismus und islamistischer Extremismus.

Unser Zugang zu den Haftanstalten erfolgt über diese zivilgesellschaftlichen Projekte: Wir begleiten ihre Arbeit und analysieren, wie die pädagogischen Angebote in den Haftalltag integriert werden und wirken (Jakob et al. 2023b). Dabei interessieren uns auch übergreifende Fragen – etwa nach den Möglichkeiten pädagogischen Arbeitens im Strafvollzug (Frank et al. 2023, Jakob et al. 2025) oder nach Formen der Zusammenarbeit zwischen justizexternen und internen Fachkräften (Jakob et al. 2023a). Unser Zugang ist mit diesem Fokus thematisch sehr spezifisch. Gleichzeitig zeichnen sich unsere Erhebungen durch ein breites räumliches Sampling und methodisch offene Verfahren aus. Bisher haben wir bundesweit in 15 Justizvollzugsanstalten Erhebungen durchgeführt.

Unsere Erhebungen beruhen auf narrativen Interviews, Gruppendiskussionen und teilnehmenden Beobachtungen. Für den vorliegenden Artikel wurden 19 Inter-

views mit 17 inhaftierten oder entlassenen jungen Erwachsenen ausgewertet, die an die an Gruppenangeboten und Einzelfallberatungen der zivilgesellschaftlichen Projekte teilgenommen hatten. Die – bis auf eine Ausnahme – männlichen Interviewpartner waren ca. 18 bis 25 Jahre alt und im Jugend- oder Erwachsenenvollzug zu mehrmonatigen bis mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Zwar stand in diesen Interviews die Projektteilnahme im Fokus, doch haben wir auch nach biografischen und Alltagserfahrungen gefragt, um den Kontext der Deutungen der Jugendlichen zu erfassen und Raum für all das zu schaffen, was die Befragten als relevant erachten (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021: 106 ff, Schütze 1983, Schütze 1987).

Die Datenauswertung erfolgte in mehreren Schritten: Zunächst wurden die Interviews fallbezogen sequenziell analysiert, um die je spezifischen Deutungsstrukturen und Orientierungen der Befragten zu rekonstruieren. In einem zweiten Schritt wurden Passagen, in denen Normalitätsvorstellungen explizit oder implizit zum Ausdruck gebracht wurden, vergleichend analysiert, entlang wiederkehrender Sinnstrukturen kontrastiert und typisierend verdichtet. Auf dieser Grundlage haben wir vier Dimensionen (Alltag, Interaktion, Biografie, Selbstbild) sowie zwei Modi der Bezugnahme (Normalität als positiver Horizont vs. Gegenhorizont) herausgearbeitet, die wir im Folgenden darstellen. Diese Systematisierung war somit nicht vorab festgelegt, sondern resultiert aus einem iterativen Wechsel von fallrekonstruktiver Analyse und vergleichender Generalisierung. Damit folgten wir den Analyseschritten, wie sie in der Objektiven Hermeneutik, der Narrationsanalyse und der Dokumentarischen Methode entwickelt wurden (Bohnsack 2021, Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021: 312 ff, Schütze 1987, Wernet 2009).

## Gefangene und Normalität: Positive Horizonte und Gegenhorizonte

Wir haben vier Dimensionen rekonstruiert, in denen das Normale für Gefangene eine zentrale Rolle spielt: Alltag, Interaktion, Biografie und Selbstbild. Bei diesen Dimensionen unterscheiden wir jeweils zwei Modi der Bezugnahme auf Normalität: (1) Normalität als positiver Horizont: Normalität erscheint hier als Ziel- oder Bezugspunkt, der innerhalb des Gefängnisses erreicht (z. B. „normaler Haftalltag“) oder mithilfe des Gefängnisses hergestellt werden kann (z. B. Strukturierung der Biografie, Ermöglichung einer Ausbildung). Hier fungiert das Gefängnis als Ort oder Ressource von Normalitätsproduktion; (2) Normalität als Gegenhorizont: Normalität wird in Abgrenzung zur Erfahrung von Haft thematisiert und reklamiert. Sie dient als kommunikative Ressource, um den Bruch mit (haft-)alltäglichen Standards hervorzuheben, sich gegenüber den mit Inhaftierung verbundenen Zuschreibungen zu

behaupten und ein „normales“ Selbstbild gegen die Entnormalisierung durch den Vollzug ins Feld zu führen.

Das Gefängnis ist somit kein einheitlicher Referenzpunkt für Normalität. Es kann einerseits als negativer Vergleichshorizont erscheinen, der Normalität verhindert oder zerstört. Andererseits wird es selbst zum Bezugspunkt einer „eigenen“ Normalität (z. B. „normaler Gefangener“) oder sogar als Struktur verstanden, die Prozesse der Normalisierung unterstützt – etwa im Hinblick auf die Chance, nach der Haft ein „normales Leben“ mit Ausbildung und geordneter Biografie zu führen.

Dimension	Alltag	Interaktion	Biografie	Selbstbild
<b>Modus</b>				
<b>Normalität als positiver Horizont, durch das Gefängnis ermöglicht</b>	Erleichterung des Alltags durch Routinen	<i>nicht im Datenmaterial vorhanden</i>	(Wieder-)Herstellung normaler Bildungsverläufe, Resozialisierung	<i>nicht im Datenmaterial vorhanden</i>
<b>Normalität als Gegenhorizont zum Gefängnis, durch das Gefängnis erschwert</b>	Erschwernis eines normalen Alltags durch institutionelle Vorgaben und eines normalen Gefängnisalltags durch Strafmaßnahmen	Verhinderung von normaler Kommunikation und Interaktion	Erschwernis, ein normaler jugendlicher sein zu können	Bedrohung eines normalen Selbstbildes

Wir werden nun zu den Dimensionen empirische Beispiele aufrufen und nachvollziehen, wie die jungen Inhaftierten Normalitätsvorstellungen zum Ausdruck bringen.

## 1 Normalität und Alltag: Lebensführung im Gefängnis

In den Interviews stellt der Gefängnisalltag für die Jugendlichen einen besonderen Kontext dar, den sie in Bezug auf verschiedene Aspekte eines vorgestellten normalen Alltags reflektieren. Mit „Alltag“ ist hier ein Geflecht aus zeitlichen Strukturen, sozialen Kontakten, räumlichen Ordnungen und selbstverständlichen Praktiken gemeint. Hier zeigt sich, dass das Gefängnis einerseits als eine Struktur dargestellt wird, die alltagsbezogene Normalität ermöglicht. Andererseits erscheint das Gefängnis als Struktur, die Normalität im Alltag erschwert, und die Gefangenen thematisieren ihren Verlust. Dabei wird der Bezug auf Normalität auch zur Kritik

an erfahrener Entnormalisierung und zur Ressource, um innerhalb der Haft Standards des Normalen zu reklamieren.

Mehrmals beschreiben die befragten Gefangenen den Haftalltag als unterstützende Struktur, wenn es beispielsweise darum geht, sich einen geregelten Tagesablauf anzueignen, sich selbst vor Suchtverhalten zu schützen oder eine Ausbildung abzuschließen. An anderen Stellen jedoch wird das Gefängnis als negativer Horizont in Bezug auf einen normalen Alltag angeführt.

Dies wird exemplarisch bei Orhan deutlich, der zum Zeitpunkt des Interviews seit knapp drei Jahren inhaftiert war und dem noch weitere dreieinhalb Jahre Haft bevorstanden. Orhan betont im Interview insbesondere die sozialen und interaktiven Zumutungen, die der Haftalltag mit sich bringt und kontrastiert diese mit seiner Vorstellung eines normalen Alltags außerhalb des Gefängnisses. Er berichtet:

„Es ist immer eine schwere Geburt, ist es wirklich. Auch mit dem Besuch und alles. Es ist immer richtig anstrengend. Es ist eigentlich so: Normalerweise, in meinem normalen Alltag, ist das mit links erledigt, das ist nicht der Rede wert, da ist das wenig nebenbei. Und hier ist das richtig so, hier wird voll das große Ding daraus gemacht. Da muss man Antrag schreiben, dann muss man auf eine Antwort warten, dann wird das genehmigt, dann muss man auf der anderen Seite immer einen Termin finden. Also das ist so anstrengend. Es geht viel einfacher alles. Aber die machen so ein Riesending daraus, und das nervt halt sehr, ne?“

Interview mit Orhan, Zeile 85–93

Orhans Erleben des Haftalltags ist geprägt von der Erfahrung, dass ihm erheblicher Aufwand abverlangt wird, um auch kleinste Aufgaben zu bewältigen – Dinge, die „normalerweise“, also in einer imaginierten sozialen Gegenwelt zum Gefängnis, „nebenbei“ und „mit links erledigt“ werden. Das Gefängnis erscheint ihm demgegenüber als eine Erschwernismaschine: eine bürokratische Organisation mit übermäßiger Regelungsdichte, formalisierten Verfahren und unpersönlicher, aktenbasierter Ordnung. Statt persönliche Anliegen direkt in Beziehungen zu verhandeln, müssen Anträge gestellt, Fristen eingehalten und offizielle Genehmigungen eingeholt werden – eingebettet in eine strikte zeitliche Organisation des Gefängnisalltags.

Dass Orhan diese Alltagsorganisation als Zumutung empfindet, zeigt sich in seiner Formulierung, aus eigentlich Nebensächlichem werde „voll das große Ding daraus gemacht“. Der Aufwand steht für ihn in keinem Verhältnis zum Ertrag. Besonders deutlich wird dies im Hinblick auf seine Sozialbeziehungen zu Personen außerhalb des Gefängnisses: Seine Freundin und sein Kind zu sehen und die gemeinsame Zeit mit ihnen zu organisieren, wird zur „schweren Geburt“. Diese Metapher verweist nicht nur auf den hohen physischen und psychischen Einsatz, den die Organisation solcher Begegnungen erfordert, sondern auch auf das stets

mitschwingende Risiko des Scheiterns – dass trotz aller Anstrengung etwas schiefgeht und die Bemühungen letztlich vergeblich sind.

Zugleich verweist Orhans Erzählung auf ein zentrales Strukturmerkmal des Gefängnisses: die Abhängigkeit von Anderen, deren Entscheidungen über seinen Alltag bestimmen. Diese Anderen erscheinen in seiner Erzählung jedoch nicht als identifizierbare Personen, sondern als Teil einer anonymen, unpersönlichen Bürokratie – ausgedrückt in Passivkonstruktionen und als „die“, die ein „Riesending daraus machen“. In diametralem Gegensatz dazu steht seine Lebenswelt außerhalb des Gefängnisses: Dort funktioniert Alltägliches „umstandslos“, vieles wird durch persönliche Beziehungen geregelt. So nutzt Orhan beispielsweise seine persönlichen Kontakte zu früheren Arbeitgebern, um nach der Haftentlassung wieder in ein reguläres Arbeitsverhältnis einzusteigen.

Im Gefängnis hingegen hat ein solches soziales Kapital aus seiner Perspektive kaum einen Wert. Im Vergleich zur Welt außerhalb des Gefängnisses erscheint ihm die Organisation des Haftalltags als eine Form der Lebensführung, die dem entspricht, was für ihn nicht normal ist. Normalität erscheint für Orhan rückblickend als das reibungslose Funktionieren des Alltags und das Gefängnis im Kontrast dazu als eine Welt des Umständlichen und Formalisierten.

Die Normalität „draußen“ wird von Inhaftierten in dieser Variante in Abgrenzung zum Gefängnis als Produzent von Entnormalisierung relevant gemacht. Aber auch der Haftalltag selbst kann als Folie dienen, auf die Normalitätsstandards projiziert und eingefordert werden. Gerade in den Beschreibungen alltäglicher Routinen, Orte und Rhythmen wird deutlich, dass Gefangene Normalität im doppelten Modus entwerfen: einerseits als positiven Horizont, wenn sie einen geregelten Tagesablauf, soziale Kontakte oder bestimmte Räume als Ausdruck eines „normalen“ Gefängnisalltags beschreiben, andererseits als Gegenhorizont, wenn institutionelle Praktiken – etwa Isolation, Einschränkungen oder willkürlich erlebte Maßnahmen – die Grenzen dieser Normalität überschreiten und als unnormal markiert werden. So berichtet in der folgenden Passage der Inhaftierte Paco vom Umgang mit einem Mitgefangenen, den er als unangemessen bewertet:

P: Und sein Kopf war ein bisschen fertig, weil nochmal [Gefängnisname]. [Gefängnisname] ist übel scheiße für Leute und er hat sich gedacht, er wäre hier länger drinnen. Der hat sich erstmal aufgeschnitten so. Also nicht so, so.

I: Also längs, am Arm längs hoch.

P: Und dann war der halt im Krankenhaus und so. Aber an einem Tag sie haben das zugenäht und das finde ich halt nicht gut, aber die machen hier was sie wollen. Anstatt dem zu helfen, dem vielleicht einen Fernsehen geben, Ablenkung

I: Mhm.

P: Normale Zelle wieder mit normale Leuten, haben die ihn in Bunker gelassen, Bunker ist, das ist nur ein Raum so zum Beispiel aber ohne Licht.

I: Ohne Licht?

P: Ja. Nur mit einer Toilette und sie haben ihn da gelassen für mehrere Tage und dann haben sie den in Sicherheit gelegt. Und Sicherheit ist auch so. Das macht Kopf anders, da wirst du verrückt.

Interview mit Paco, Zeile 364–378

Paco erzählt hier, wie ein Mitgefangener selbstverletzendes Verhalten zeigte und zwar medizinisch versorgt, aber nicht anderweitig unterstützt wurde. Anstatt ihm eine „normale Zelle“ mit „normale[n] Leuten“ zu geben, sei der Mitgefangene tagelang im sogenannten „Bunker“, einer fensterlosen Zelle, eingesperrt gewesen. In Pacos Erzählung wird Normalität somit nicht im Sinne einer Rückkehr ins Leben „draußen“ entworfen, sondern als Alltagsmaßstab innerhalb der Haft. Diese Normalität macht er an Routinen und Orientierungen fest, die für den Haftkontext als selbstverständlich gelten: Unterbringung in einer regulären Zelle mit anderen, die Möglichkeit von Ablenkung durch Fernsehen, die Einbettung in ein Gefängnisleben, das zwar eingeschränkt ist, aber dennoch soziale Bezüge und eine gewisse Stabilität bietet. Besonders deutlich wird dabei der räumliche Aspekt von Normalität: Räume werden entlang von Normalitätsannahmen geordnet und tragen spezifische Erfahrungsqualitäten. Während „normale Zellen“ mit Alltag, Mitgefangenen und begrenzten Freiheiten verbunden sind, markieren „Bunker“ und „Sicherheit“ Räume, die als nicht normal und willkürlich erlebt werden. Sie sind für Paco Orte der Deprivation, die nicht nur Einsamkeit und Isolation erzeugen, sondern die psychische Integrität bedrohen („das macht Kopf anders, da wirst du verrückt“). Damit verweist das Interviewfragment auch auf eine raumbezogene Normalitätsordnung: zwischen Räumen, die Normalität im Haftkontext sichern, und solchen, die Normalität radikal unterlaufen.

In dieser Perspektive rückt Paco auch Praktiken des Justizpersonals in den Blick, die die Grenzen dieser Ordnung überschreiten: Isolationsmaßnahmen erscheinen als Bruch mit der haftinternen Normalität – nicht der Freiheitsentzug an sich. Normalität wird so zu einer Ressource der Kritik: Mit der Formulierung „die machen hier was sie wollen“ grenzt sich Paco von einer als willkürlich empfundenen institutionellen Praxis ab und beansprucht gleichzeitig eine alternative Normalität – eine Normalität des Gefängnisses, die Strafe nicht grundsätzlich delegitimiert, wohl aber den Anspruch erhebt, dass selbst unter den Bedingungen der Inhaftierung bestimmte Standards des Alltags und der Menschlichkeit gewahrt bleiben.

Die beiden Interviewausschnitte zeigen, wie Inhaftierte Normalität im Gefängnis hervorbringen: als Orientierungsfolie, die es ermöglicht, einen „normalen Alltag“ zu reklamieren und institutionelles Handeln kritisch zu kommentieren. Der Fall Paco macht deutlich, dass dies geschehen kann, ohne die Legitimität der Haft-

strafe selbst infrage zu stellen – wohl aber deren konkrete Ausgestaltung. Orhan hingegen entwirft Normalität primär im Kontrast zwischen einer Innen- und einer Außenwelt, indem er den in seinen Augen überregulierten Haftalltag einer als „umstandslos“ charakterisierten Alltagswelt außerhalb des Gefängnisses gegenüberstellt. In beiden Fällen erfüllt die Bezugnahme auf Normalität die Funktion, bestimmte Standards zu behaupten und gegen wahrgenommene Bedrohungen zu verteidigen: Indem die Inhaftierten auf alltägliche Normalitätsmaßstäbe verweisen – sei es innerhalb oder außerhalb des Gefängnisses –, reklamieren sie einen normativen Rahmen, der Schutz vor Entpersonalisierung und willkürlichen Eingriffen verspricht und die Bedingungen ihrer Inhaftierung auf ein Maß des als „normal“ Anerkannten zurückführt.

## 2 Normalität und Interaktion: Kommunikation unter institutionellen Bedingungen

Für viele der jugendlichen Inhaftierten stellt das Gefängnis einen Ort dar, an dem soziale Beziehungsmuster durch Negativität geprägt sind. Dies betrifft sowohl die Beziehungen zu den Bediensteten als auch zu den Mitinhaftierten. Die sozialen Beziehungen innerhalb des Gefängnisses sind – aus Perspektive der Gefangenen – durch ein Defizit gekennzeichnet: das Fehlen positiver gegenseitiger Bezugnahmen, konstruktiver Umgangsweisen und wechselseitiger Fairness. So beschreibt Orhan:

„Man hat ja hier mit negativen Leuten zu tun, ob das jetzt Gefangene sind oder Bedienstete: Alle sind gefrustet, alle sind genervt, die Bediensteten sind auch genervt, weil sie einfach überfordert sind. Die sind-, hier ist gar kein Personal. Dadurch sind die so gestresst, und das färbt sich dann bei uns ab.“

Interview mit Orhan, Zeile 223–227

Orhan schildert eine Atmosphäre sozialer Anspannung, die von Missmut und Enttäuschung geprägt ist. Erwartungen und Wünsche werden regelmäßig frustriert – auf Seiten der Inhaftierten ebenso wie auf Seiten des Personals. Beide Bereiche – Lebensbedingungen und Arbeitsbedingungen – stehen dabei in einem wechselseitigen Zusammenhang: Die Überforderung der Bediensteten wirkt sich negativ auf die Beziehungsgestaltung innerhalb der Haft aus („das färbt sich dann bei uns ab“).

Ein solcher Modus wird von den Interviewten häufig mit Beziehungserfahrungen kontrastiert, die sie mit justizexternen Pädagog:innen machen. Auch Orhan betont im Interview, dass seine Beziehung zu diesen Personen anders verlaufe als die zu Bediensteten oder Mitinhaftierten. Er beschreibt sie als gleichwertig, ver-

trauensvoll und nicht durch die institutionelle Logik der Haft überformt. Die justizexternen pädagogischen Fachkräfte orientieren sich aus seiner Sicht an Normen wie Respekt, Gegenseitigkeit und Fairness – Kategorien, die für ihn zur Definition von „normalen“ Beziehungen gehören.

Für Orhan wird durch diese Erfahrungen das Gruppenangebot zum Thema Demokratie, das die justizexternen Pädagog:innen leiten, zu einem Ort des „Draußen“ innerhalb des Gefängnisses: Die Gruppe repräsentiert für ihn einen anderen Beziehungsraum und stellt dadurch im eigentlichen Sinn eine Resozialisierungsinstanz dar. So bezeichnet er die Pädagog:innen mehrfach als „normale Menschen, [die] hier hinkommen“ (Z. 260) und die ihm diesen Erfahrungsraum bieten.

Zentral ist für Orhan dabei das Element des Vertrauens. Dieses dokumentiert sich für ihn insbesondere darin, dass die Pädagog:innen sich nicht vollständig von der Sicherheitslogik des Gefängnisses einnehmen lassen, sondern eine eigenständige pädagogische Haltung bewahren und ihre professionellen Ziele verfolgen. Erst auf dieser Grundlage wird ein offener Austausch möglich – einer, in dem das Gesagte nicht automatisch zum Risiko wird. Diese Haltung bringt Orhan deutlich zum Ausdruck:

„Ich hab das Gefühl, (...) das [die Pädagog:innen] sind Menschen. Das sind auch, das sind Menschen, die offen sind wie wir. Und nicht nur so Idioten halt. Und das macht viel aus, wenn [sie] diesen Wind mit reinbringen, dann sitzt man auch anders, dann ist man offener und denkt nicht, man muss aufpassen, was man sagt und ausspricht und was man denkt. Weil wir wollen ja hier alle sagen, was wir denken.“

Interview mit Orhan, Zeile 398–403

Bemerkenswert ist hier die Abgrenzung vom Gefängnis-kontext über den Kontrast zwischen den „Idioten“ auf der einen und den „Menschen, die offen sind wie wir“ auf der anderen Seite. Die von ihm erlebte Offenheit wird zum Motor eines veränderten Beziehungserlebens, das auch im Haftalltag neue Perspektiven eröffnet – und sich zugleich mit den Zielen des Gruppenangebots verbindet: dem Einüben in eine pluralistische Auseinandersetzung und in den offenen Meinungsaustausch.

Insgesamt entwerfen die Jugendlichen eine Normalität, die über die institutionelle Gefangenenrolle hinausweist. Sie artikulieren dabei ein Bedürfnis nach Beziehungsformen, die sie als „normal“ im Sinne von anerkennend, dialogisch und vertrauensvoll erleben.

Normalität erscheint in den Beispielen als Beziehungsnorm, Erfahrungsgegensatz und soziale Möglichkeit, die im Gefängnis nicht selbstverständlich gegeben ist – aber in Nischen wie dem Gruppenangebot erfahrbar werden kann. Sie fungiert als kommunikative Ressource, um die belastende Interaktionslogik des Gefängnisses kritisch zu markieren und alternative Beziehungsformen zu behaupten, die Anerkennung und Offenheit ermöglichen.

### 3 Normalität und Biografie: Brüche und Hoffnungen im Kontext von Inhaftierung

(Wieder) ein normales Leben zu haben, ist ein eindeutig positiver Horizont für die inhaftierten Jugendlichen. Das normale Leben wird dabei außerhalb des Gefängnisses verortet, und in einer als normal imaginierten Biografie ist ein Gefängnisaufenthalt nicht vorgesehen. In einigen Erzählungen wird aber deutlich, dass die Inhaftierung durchaus als eine Unterstützungsstruktur aufgefasst wird, das eigene Leben wieder zu normalisieren. Dies zeigt sich etwa bei Jonas, der das Programm des Strafvollzugs, Jugendliche zu resozialisieren, als Normalisierungsprogramm in Anspruch nimmt. Dies geht bei ihm so weit, dass er sogar eine vorzeitige Entlassung („Zweidrittel“) abgelehnt hat – eine für viele Gefangene erstrebenswerte Option:

J: Ja, ich habe auch zwei Drittel abgelehnt, weil ich Schule machen will. Aber nach meiner Haft will ich auf jeden Fall auf Therapie gehen mit meiner Mum, damit ich mein Leben auch in den Griff bekomme. Weil meine Mum und ich haben so. Trauma von ihrem Ex-Freund, also meinem Stiefvater, aber, pff, ich will auf jeden Fall ein besseres Leben.

I: (...) darf ich da fragen, warum du es abgelehnt hast?

J: Weil ich weiß, wenn ich eher rausgekommen wäre und das ohne Abschluss, hätte ich draußen meine Schule nicht weitergemacht, hätte angefangen wieder mit Drogen, mit derselben Scheiße, darin hab ich halt keinen Sinn gesehen. Da mach ich lieber hier drinne meinen Schulabschluss, halt so eine Struktur drin, das find ich auch ganz gut- ja.

Interview mit Jonas, Zeile 37–54

Jonas begründet seine Entscheidung, länger im Gefängnis zu bleiben, damit, dass er einen Schulabschluss machen wolle. Das Gefängnis kommt damit als Ort und Struktur ins Spiel, der die Schullaufbahn ermöglicht und sichert. Die Pläne für die Zeit nach der Haft beziehen sich auf Unterstützungsangebote, die er mit seiner Mutter gemeinsam wahrnehmen will und die helfen sollen, eine schwierige Vergangenheit zu bewältigen. Die Evaluation dieser Passage – in der Haft die Schule und nach der Haft eine Therapie zu machen – zielt darauf ab, das eigene Leben zu verbessern. Der Gefängnisaufenthalt ist hier Teil dieses Plans, Teil eines zukünftigen besseren Lebens. Eine solche Figur findet sich in variantenreicher Form in vielen Interviews. Für die Jugendlichen kommt das Gefängnis als Struktur ins Spiel, die über fehlende Strategien hinweghilft, um langfristige Ziele zu erreichen.

Während Jonas seine Haftstrafe aktiv nutzt, um (wieder) ein in seinen Augen normales Leben führen zu können, erscheint das Gefängnis in anderen Interviews als Instanz, die ein normales, jugendliches Leben verhindert. So antwortet Hasan auf die Frage des Interviewers, was er vor der Inhaftierung gemacht habe:

„Ich hatte eigentlich, sage ich mal, ein ganz normales Leben gehabt.“

Interview mit Hasan, Zeile 30

Ein normales Leben als positiver Horizont kommt hier retrospektiv ins Spiel. In dieser Vorher-Nachher-Konstruktion erscheint die Haft als Einschnitt mit schicksalhaftem Charakter (vgl. auch Bereswill 2018). Hasan präsentiert sich hier als normal, indem er darauf verweist, dass er ein normales Leben *hatte*. Dies wird im weiteren Verlauf des Interviews elaboriert, in dem Hasan seine Familie vorstellt und detailliert auf deren Berufe, beruflichen Positionen und Arbeitsorte sowie seine eigenen Schul- und Ausbildungsstationen eingeht. Durch die Einleitung der Passage in der Vergangenheitsform steht das gegenwärtige Leben in Haft im Kontrast und erscheint als unnormal, die Inhaftierung führt sogar dazu, dass das vorherige Leben nicht uneingeschränkt als „normal“ beschrieben werden kann, sondern lediglich als „eigentlich ... ganz normal“.

Die Verhinderung eines normalen Lebens durch eine lange Haftzeit wird auch im Interview mit Marcus plastisch, der erläutert, welche Elemente eines normalen Lebens, das er sich wünscht, im Gefängnis außer Reichweite sind:

„Also wenn ich mir jetzt überlege, ich telefoniere mit Kumpels und die sind schon mit ihrer Freundin in den Kinderträumen, und und und. Und, ähm, die verändern sich auch draußen. Also das merke ich schon, dass ich das alles verpasse. (...) Ich verpasse meine Hobbys nachzugeben, Fußball. Ich merke, dass ich muss jetzt raus, wenn ich jetzt entlassen werde, ich muss funktionieren. Ich hab noch nie in einer eigenen Wohnung gelebt. Ich war immer in einem betreuten Wohnen oder in WGs. Und wenn ich rauskomme, muss ich funktionieren, ich muss arbeiten. Ich hab damit kein Problem, das wollte ich schon immer. (.) Unabhängig sein, Arbeit, und, und, und. (...) Aber finden Sie mal jemanden draußen, bei dem das so gut funktioniert. (.) Und es gibt halt, meiner Meinung nach keinen Präzedenzfall, von mir. (.) Und umso länger man mich einfach hier drin lässt, umso schwieriger wird es, draußen einfach anzuknüpfen.“

Interview 3 mit Marcus, Zeile 693–703

Der Vergleich mit den Lebensläufen Gleichaltriger außerhalb des Gefängnisses führt Marcus vor Augen, welche biografischen Meilensteine er verpasst, und dass sich die anderen, im Gegensatz zu ihm, weiterentwickeln. Zugleich erkennt er, dass Entwicklungsschritte, die andere draußen sukzessive bewältigen, im Moment seiner Entlassung gebündelt und gleichzeitig auf ihn zukommen: „wenn ich jetzt entlassen werde, ich muss funktionieren“. Einerseits eröffnet sich darin für ihn ein positiver Horizont („das wollte ich schon immer“), andererseits bleibt die Unsicherheit, ob dies „so gut funktioniert“, sei es doch selbst für Menschen draußen nicht einfach. Marcus zweifelt an den Enaktierungsmöglichkeiten seiner Vorstellungen. Verstärkt wird diese Sorge durch die Dauer seiner Haftstrafe: „Umso länger man mich einfach hier drin lässt, umso schwieriger wird es, draußen einfach anzu-

knüpfen“. In der Formulierung, er werde hier drin gelassen, verdichtet sich das Empfinden des Zurückgelassen-Werdens und des Stillstands: Während die anderen draußen in ihrem Leben weitere Schritte in einer Normalbiografie gehen, bleibt er zurück und stagniert. Die Orientierung an Normalität und die wahrgenommenen Möglichkeiten der handlungspraktischen Umsetzung fallen auseinander.

Unsere Interviews verdeutlichen die ambivalente Rolle des Gefängnisses: Einerseits eröffnet es (positiv disziplinierende) Strukturen, die es ermöglichen, Normalbiografien – etwa durch Schulabschlüsse oder therapeutische Maßnahmen – wiederaufzunehmen. Andererseits blockiert die Haft jedoch zentrale Entwicklungsaufgaben, die gesellschaftlich vorgesehen sind, indem biografische Übergänge wie Familiengründung, Berufseinstieg oder die Initiation einer eigenverantwortlichen, autonomen Lebensführung verhindert werden. Normalität erscheint hier zugleich als erstrebenswerter, konventionalisierter Lebenshorizont und als entzogenes Gut, das durch die Dauer der Haft zunehmend gefährdet wird.

## 4 Normalität und Selbstbild: Gut und normal sein trotz Gefängnis

Im Gegensatz zu diesen ambivalenten Bezügen auf Normalität ist der Bezug auf das Gefängnis eindeutig negativ, sobald es um das Selbstbild der Interviewten geht. Sie beschreiben es als einen Kontext, der ihnen verwehrt, ein „normaler Jugendlicher“ oder – allgemeiner – ein „guter Mensch“ zu sein. Normalitätsbezüge übernehmen hier die Funktion, eine normale Identität und einen positiven Selbstbezug zu behaupten.

In der Jugendphase inhaftiert zu sein, bedeutet auch, zentrale jugendtypische Erfahrungen nicht machen zu können. Während das Gefängnis offiziell Abweichungen von juristischen Normen sanktioniert, greift es auch tief in jene jugendkulturellen und performativ oft von erwachsenen Standards „abweichenden“ Ausdrucksformen ein, die gesellschaftlich als „normal“ gelten: intensive Freundschaften, spontane Unternehmungen, Rituale des Erwachsenwerdens. So verhindert die Haft nicht nur Delinquenz, sondern auch die Möglichkeit, ein „normaler“ Jugendlicher zu sein.

Ein eindrückliches Beispiel für den Wunsch nach jugendlicher Normalität und deren haftbedingte Verhinderung bildet Elyas' Erzählung von seinem 18. Geburtstag. Zum Zeitpunkt des Gesprächs hatte er etwa die Hälfte seiner zweijährigen Haftstrafe verbüßt. Die Haftzeit schildert er als ereignisarm und monoton; die Einschränkungen seiner Lebensführung empfindet er als gravierend, insbesondere im Hinblick auf jugendtypische und in diesem Sinne normale Freizeitgestaltung.

Eine Ausnahme bildet ein besonderes Erlebnis, von dem Elyas ausführlich berichtet. Im Interview wird zunächst die Einschränkung von Freundschaftsbeziehungen durch die Haft deutlich, die Elyas als schmerzhaft erlebt. Trotz der Inhaftierung gelingt ihm aber mit den Freunden ein gemeinsames Erlebnis. Von diesem erzählt er detailliert und dramaturgisch zugespitzt:

„Und als Überraschung haben die sich gedacht: ‚Wir kommen mal hier hin‘, 60 Kilometer entfernt, und die wussten gar nicht genau, wo ich bin, weil die Mauer ist ja hier, glaube ich, schon ein Kilometer weit, wenn man sich das alles anguckt. Und haben dann halt angefangen, bei der Pforte meinen Namen zu rufen und sind hier einmal durch die ganze Mauer lang, bis die mich gefunden haben. Und der eine oder andere hat denen gesagt: ‚Wen sucht ihr?‘ Haben gesagt: ‚Ja, der ist weiter rechts, weiter links.‘ Haben eine Wegbeschreibung sozusagen bekommen von den anderen Gefangenen hier. Ja, und irgendwann habe ich die gehört und die standen hier hinter der Mauer und ich stand in meiner Zelle. Wir haben uns ganz normal unterhalten. Es war auf jeden Fall ein sehr krasses Gefühl, ja. Gänsehaut am ganzen Körper, Adrenalin (*lacht*) ohne Ende.“

Interview mit Elyas, Zeile 82–110

Elyas zeigt sich von der Aktion emotional und körperlich stark berührt („sehr krasses Gefühl, ja. Gänsehaut am ganzen Körper, Adrenalin“) – er wird von den Ereignissen affiziert, die in einem Moment „kollektiver Efferveszenz“ (Durkheim 2007 [1912]) eine Zugehörigkeit zur Freundesgruppe spürbar bestätigen. Auf diese Weise wird die Verlusterfahrung von Beziehungen durch die Haft teilweise aufgehoben. Seinen Freunden fühlte er sich in diesem Moment, wie er sagt, „so (...) nah“, aber „gleichzeitig so weit entfernt“. Elyas' Erzählung von einem jugendtypischen Erlebnis markiert einerseits den Verlust jugendtypischer Erfahrungen und verdeutlicht andererseits, wie es möglich ist, Normalität im Gefängnis zu behaupten und performativ zurückzugewinnen.

Institutionelle Zumutungen werden oft gerade zu Beginn unserer Interviews implizit deutlich, wenn sich die Jugendlichen auf unsere Bitte hin vorstellen und selbst präsentieren. Exemplarisch steht dafür der Anfang unseres ersten von drei Interviews mit Marcus:

„Also ich bin der Marcus Bergmüller. Ich komm ursprünglich aus [Ortsname]. Sitz jetzt hier schon seit zwei Jahren. Uuund hab noch fünfeinhalb Jahre vor mir. Und mach grade die Ausbildung [...], und da bin ich dann im Januar fertig. Und bin 18 Jahre alt (.). Und ich würd' behaupten, an sich ein ganz guter Mensch. Ja.“

Interview 1 mit Marcus, Zeile 23–27

Die Selbstbeschreibung als „an sich ein ganz guter Mensch“ wirkt zunächst unvermittelt und steht im Kontrast zum Bild des Straftäters mit langer Haftstrafe, die eine schwere Straftat nahelegt. Für Marcus ist es notwendig, gleich zu Beginn des

Interviews das Stigma abzuwehren, in seinem menschlichen Dasein grundsätzlich negativ bewertet zu werden. Dieses Stigma speist sich aus seiner Rolle als Gefangener in der totalen Institution, als Teilnehmer einer Deradikalisierungsmaßnahme und nicht zuletzt aus der Interviewsituation selbst, in der der Interviewer als externer Forscher gesellschaftlich integre ‚Normalfiguren‘ repräsentiert. Marcus verortet sein ‚An-sich-Sein‘ – also einen existenziellen Kern oder seine reine ‚Menschlichkeit‘ jenseits sozialer Rollen – als ‚gut‘. Dass er diese Einschätzung jedoch vorsichtig mit der Formulierung ‚würd‘ behaupten‘ einleitet, verweist auf die Prekarität und Bedrohtheit dieses Selbstbildes im Kontext der Haft.

Der Anspruch der Resozialisierung und Normalisierung des Haftsystems impliziert die Annahme, dass Straftäter in ihrem früheren Leben sozialisiert wurden, dann jedoch mit ihrer Straftat von der Norm abwichen und nun resozialisiert, also wieder normalisiert werden müssten. Diese Logik hat auch Marvin, ein weiterer Interviewpartner, verinnerlicht, wie er berichtet:

„Na ja, eigentlich im Jugendvollzug muss man Gruppe machen. Dass man rea- wie heißt das, dass man res- dass man wieder für draußen, äh, gut ist, also ein guter Mensch ist. Ja. //I: Resozialisieren// Richtig. Ja ja.“

Interview mit Marvin, Zeile 482–486

Marvin erläutert, dass es im Jugendstrafvollzug erwünscht sei, an Maßnahmen („Gruppe“) teilzunehmen, die der Resozialisierung dienen. Das sperrige Wort, das ihm nur schwer über die Lippen kommt, übersetzt er in seine eigenen Worte: „wieder für draußen gut“ zu sein. „Wieder“ verweist dabei auf die Wiederherstellung eines früheren Zustands, „draußen“ auf das Leben nach der Haft, und „gut“ lässt sich zunächst im Sinne von brauchbar oder passend verstehen. Durch seine Präzisierung – „also ein guter Mensch“ – erweitert Marvin die Bedeutung jedoch zu einer moralischen und existenziellen Kategorie, ähnlich wie Marcus.

Zum Aspekt der ‚Wiederherstellung‘ erzählt Marcus in einem Folgeinterview von seiner Begegnung mit einem Richter:

„Und der Richter hat mich angeschaut und hat gemeint: ‚Herr Bergmüller, sowas wie Sie ist mir in meinen gesamten zehn Jahren noch nicht untergekommen. Sie sollte man nicht resozialisieren. Sie sollte man erstmal sozialisieren.““

Interview 2 mit Marcus, Zeile 441–443

Der Richter entnormalisiert Marcus und stellt ihn sowie seine Biografie ins gesellschaftliche Abseits – als wäre er ohne menschliche Bindungen aufgewachsen. Die Normalisierungsvorstellungen des Richters zielen nicht auf die Wiederherstellung eines früheren normalen Zustands, sondern darauf, dass Normalität bei Marcus überhaupt erst hergestellt werden müsse. Damit verbunden ist die implizite Unter-

stellung, Marcus sei noch nie – im Sinne seines eigenen Selbstbezugs ‚an sich‘ – ein guter Mensch gewesen. Genau dieser Zuschreibung versucht er in seiner oben zitierten Selbstdarstellung entgegenzuwirken.

Während Marcus sich zunächst noch gegen die Zuschreibungen des Richters wehrt und diese empört schildert, wird seine fortgesetzte Entnormalisierung im Verlauf der langen Haftzeit zum Normalzustand – und zu einer zunehmend schweren emotionalen Belastung:

Ich bin als 21-Jähriger jetzt, bin ich müde, müde vom Leben, müde von der Haft (...) und das erschreckt mich schon selbst, dass ich das sagen muss, obwohl ich noch so jung bin. Aber ich sitze halt schon fast jetzt ein halbes Jahrzehnt. Das gibt es nicht so oft, dass es jemand in meiner Altersrichtung ein halbes Jahrzehnt sitzt. (.) Meine Jugend hab ich jetzt (.) weggeworfen. (.) Und das sehen, sehen manche als zu normal bei mir. Ist es aber halt nun mal nicht. (...)

Interview 3 mit Marcus, Zeile 681–686

Marcus präsentiert sich hier in mehrfacher Hinsicht als nicht normal: Obwohl er noch jung ist, beschreibt er sich als „müde vom Leben“, und trotz seines Alters hat er bereits eine sehr lange Haftstrafe. Damit wird er sich selbst fremd und erschrickt über diese Selbsterkenntnis; zugleich sieht er sich auch aus einer haftinternen Normalität herausfallen. Das Fremdbild, das „manche“ ihm entgegenhalten, fasst Marcus in der Diagnose zusammen, es sei für ihn normal, aus allen Normen herauszufallen. Selbstbewusst hält er jedoch daran fest, dass dieses Fremdbild nicht seinem Selbstbild entspricht („ist es aber halt nun mal nicht“). Gleichwohl wird es für ihn zunehmend schwieriger, sein Selbstbild als ‚gut‘ und ‚normal‘ aufrechtzuerhalten.

In den Selbstpräsentationen der jungen Inhaftierten wird deutlich, dass diese ihr Selbstbild als „normal“ und „gut“ gegen die entnormalisierenden Zuschreibungen der Institution verteidigen. Während die Haft jugendtypische Erfahrungen verhindert und das Stigma des Straftäters verstärkt, reklamieren die Befragten in ihren Erzählungen ein alternatives Selbstbild, das Menschlichkeit, Moralität und Zugehörigkeit betont. Normalität dient dabei als Gegenfolie zur stigmatisierenden Wirkung der Inhaftierung und als Ressource, um trotz Haft eine positive Identität zu behaupten. Diese Form der Selbstpositionierung lässt sich auch im Anschluss an Forschungen lesen, die zeigen, dass die narrative Konstruktion eines „normalen“ bzw. moralisch akzeptablen Selbst eine zentrale Voraussetzung für biografische Neuorientierung darstellt (Maruna 1999, Presser 2009).

Dass sich in unserem empirischen Material kein positiver Bezug auf das Gefängnis als Ermöglichungsraum einer normalen Identität findet, ist aus unserer Sicht kein Zufall. Damit dies gelingen könnte, müssten Jugendliche in der Lage sein, das Stigma des Straftäters in ein positives Identitätsmerkmal umzuwandeln und die entnormalisierenden Routinen und Praktiken des Strafvollzugs zu unterlaufen. Vorstellbar wäre dies innerhalb jugendlicher Peergroups oder in spezifischen

sozialen Zusammenhängen – und in der Tat finden sich solche Mechanismen insbesondere im Kontext von Radikalisierungsprozessen (vgl. Frank & Scholz 2023, Lipp 2010/1985). In der Interviewsituation mit uns als externen Forscher:innen, die stärker den gesellschaftlichen ‚Normalbereich‘ und dessen Erwartungshorizonte repräsentieren, wird die Selbstpräsentation als ‚normal‘ jedoch zu einer schwierigen, existenziellen Aufgabe. Über den Haftkontext hinaus macht dies deutlich, wie gravierend und nachhaltig eine Inhaftierung das Selbstbild junger Menschen beeinträchtigt – oder bereits vorhandene negative Zuschreibungen verstärkt – und wie anspruchsvoll gerade deshalb alle Prozesse sind, die mit Resozialisierung verbunden sind.

## Fazit – Normalität als Maßstab, Kritikformel und Ressource

Unsere Analysen haben gezeigt, dass die Bezugnahmen junger Inhaftierter auf Normalität keine beiläufigen Bemerkungen sind, sondern eine zentrale Ressource ihrer Selbst- und Weltdeutung. Normalität fungiert dabei in mehrfacher Hinsicht: Sie markiert Grenzen dessen, was im Haftalltag als zumutbar und akzeptabel gilt; sie dient als Kritikfolie, um Praktiken des Vollzugs zu problematisieren, ohne dessen grundsätzliche Legitimität infrage zu stellen; sie eröffnet biografische Zukunftshorizonte eines „normalen Lebens“ nach der Haft; und sie stabilisiert ein Selbstbild als „normaler Jugendlicher“ bzw. „guter Mensch“ trotz institutioneller Zuschreibungen von Devianz.

Vor dem Hintergrund der diskutierten Studien zum Gefängnis als Ort der Entnormalisierung (Goffman 1977, Sykes 1958), zu Normalität als Erwartungshorizont und subjektiver Ressource (Bereswill 2018, Crewe 2011) und zur interaktiven Herstellung von Normalität (Sacks 1984) zeigt sich in unseren Rekonstruktionen das Verhältnis von Gefängnis und Normalität als ambivalent und fragil: Einerseits wirkt der Vollzug als Entnormalisierungsinstanz, die zentrale Erfahrungsräume und Selbstverständlichkeiten unterbricht. Andererseits eröffnet er – zumindest in bestimmten Hinsichten – auch Bezugspunkte für Normalität, die von den Inhaftierten aufgegriffen und produktiv genutzt werden. Normalität erscheint somit weder als vollständig verlorener Zustand noch als schlicht realisierbares Ziel, sondern als situativ hergestellte und umkämpfte Größe. Zwar können institutionalisierte Formen von Normalität – etwa ein strukturierter Tagesablauf oder die Aussicht auf eine Ausbildung – als stabilisierend und orientierend erfahren werden. Zugleich werden insbesondere soziale Beziehungen als massiv beeinträchtigt erlebt, und auf der Ebene der Selbstverhältnisse erzeugt die Inhaftierung

einen anhaltenden Rechtfertigungsdruck, sich gegenüber anderen als „normal“ ausweisen zu müssen.

Insgesamt wird deutlich, dass Normalität im Jugendstrafvollzug nicht primär als rechtliches Leitbild oder pädagogisches Programm zu verstehen ist, sondern als ein relationales und prozessuales Phänomen, das im Spannungsfeld von institutionellen Vorgaben und subjektiven Deutungen entsteht. Wer Normalität im Strafvollzug verstehen will, muss daher nicht nur die Programme der Resozialisierung in den Blick nehmen, sondern die alltäglichen Praktiken und Perspektiven der Inhaftierten, in denen Normalität zugleich reklamiert, verteidigt und neu hervorgebracht wird. Gerade vor dem Hintergrund der Jugendphase, in der Identität wesentlich in Auseinandersetzung mit anderen entsteht, verweist dies auf die besondere Tragweite von Inhaftierung: Sie greift nicht nur in Lebensverläufe ein, sondern in die Bedingungen, unter denen sich ein stabiles und sozial anschlussfähiges Selbst überhaupt entwickeln kann.

Unsere Ergebnisse und Schlussfolgerungen sind vor dem Hintergrund der spezifischen Zusammensetzung unseres Samples zu diskutieren. Der Zugang zu den Interviewpartnern erfolgte über die genannten zivilgesellschaftlichen Projekte, sodass ausschließlich Jugendliche und junge Erwachsene befragt wurden, die freiwillig an entsprechenden Angeboten teilnahmen. Damit handelt es sich um eine Gruppe, die bereits eine gewisse Offenheit gegenüber pädagogischen Interventionen aufweist und eher bereit ist, ihre Erfahrungen zu reflektieren und darüber zu sprechen. Zugleich ist das Sample – mit nur einer Ausnahme – männlich, sodass geschlechtsspezifische Perspektiven nur sehr eingeschränkt berücksichtigt werden können.

Diese Selektivität dürfte sich auch in den rekonstruierten Perspektiven auf Normalität niederschlagen. Auffällig ist, dass Normalität in den Interviews häufig als reflexiv verfügbarer und sprachlich explizierter Bezugspunkt erscheint: Die Befragten sind in der Lage, ihre Situation in Relation zu gesellschaftlichen Erwartungen zu setzen, zwischen verschiedenen Normalitätshorizonten (innerhalb und außerhalb des Gefängnisses) zu unterscheiden und diese zur Kritik, Selbstverortung und Zukunftsorientierung zu nutzen. Eine solche explizite Bezugnahme auf Normalität – etwa als Maßstab für legitime Haftbedingungen, als Ressource zur Stabilisierung eines positiven Selbstbildes („guter Mensch“) oder als biografischer Orientierungspunkt – dürfte auch damit zusammenhängen, dass die Interviewten in pädagogische Kontexte eingebunden sind, in denen Selbstreflexion, Artikulationsfähigkeit und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen bereits eingeübt wurden. Gleichzeitig könnte gerade diese Einbindung dazu beitragen, dass Normalität hier als erreichbarer oder zumindest anschlussfähiger Horizont erscheint – etwa in Form von Bildungs- und Resozialisierungsperspektiven oder der Vorstellung eines „normalen Lebens“ nach der Haft. Entsprechend versteht

auch Weyers Zukunftsentwürfe junger Inhaftierter entlang „konventioneller Normalitätsvorstellungen“ als Veränderungspotenzial und Abkehr von einem kriminellen Werdegang (Weyers 2005: 260). Deutungen, in denen Normalität grundsätzlich infrage gestellt, zurückgewiesen oder als unerreichbar erlebt wird, sind im bisherigen Sample nicht abgebildet (vgl. dazu auch die Diskussion zu Devianz bei Matza 1964). Ebenso ist denkbar, dass stärker marginalisierte Jugendliche Normalität anders – etwa impliziter, körperlicher oder in oppositionellen Praktiken – zum Ausdruck bringen. Das Sample ist nach den Kriterien des Theoretical Sampling in Bezug auf den Gegenstand noch nicht theoretisch gesättigt. Die rekonstruierten Dimensionen und Modi von Normalitätsbezügen könnten durch weitere Erhebungen und Kontrastierungen ausdifferenziert und ergänzt werden. Zugleich wird aber sichtbar, welche Rolle Normalität in ihren verschiedenen Dimensionen gerade dort spielen kann, wo institutionelle und pädagogische Kontexte Räume für Reflexion und Artikulation eröffnen.

## Literaturverzeichnis

- Bereswill, Mechthild (2010). Adoleszenz und biographische Diskontinuität bei hafterfahrenen jungen Männern. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 5 (1), 33–45.
- Bereswill, Mechthild (2018). Straftat als biographischer Einschnitt. Befunde zum Jugendstrafvollzug aus der Perspektive seiner Insassen. In: Bernd Dollinger/Henning Schmidt-Semisch (Hg.). *Handbuch Jugendkriminalität. Interdisziplinäre Perspektiven*. Wiesbaden, Springer VS, 729–744.
- Bohnsack, Ralf (2021). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 10. Aufl. Opladen/Toronto, Verlag Barbara Budrich.
- Boll, Tobias (2022). Becoming '(Ab-)Normal': Normality, Deviance, and Doing Life Course Transitions. Processes and Practices. In: Barbara Stauber/Andreas Walther/Richard A. Settersten Jr. (Hg.). *Doing Transitions in the Life Course*. Springer, 169–183.
- Council of Europe (Hg.) (2006). *European prison rules*. Strasbourg, Council of Europe Publishing.
- Crewe, Ben (2011). Depth, Weight, Tightness. Revisiting the pains of imprisonment. *Punishment & Society* 13 (5), 509–529.
- Durkheim, Émile (2007 [1912]). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt (Main).
- Foucault, Michel (2004 [1977]). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt (Main), Suhrkamp.
- Frank, Anja/Diegmann, Daniel/Herding, Maruta/Jakob, Maria/Schwarzloos, Christian (2023). *Strafvollzug als Kontext für (sozial-)pädagogische Arbeit. Wissenschaftliche Begleitung der Modellprojekte im Themenfeld „Prävention und Deradikalisierung in Strafvollzug und Bewährungshilfe“ im Bundesprogramm „Demokratie leben!“ in der Förderphase 2020 bis 2024*. Halle (Saale).
- Frank, Anja/Scholz, Anna Felicitas (2023). *Islamismus in der Jugendphase. Eine rekonstruktive Studie zu Radikalisierungsprozessen*. Leverkusen-Opladen, Verlag Barbara Budrich.
- Goffman, Erving (1977). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt (Main), Suhrkamp.

- Jakob, Maria/Frank, Anja/Herding, Maruta/Diegmann, Daniel/Schwarzloos, Christian (2025). Die „Schlüsselfrage“ als Zugang zur pädagogischen Situation im Gefängnis. Zum Potenzial von Sequenzanalyse innerhalb der Situationsanalyse. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 26 (1), 38–56.
- Jakob, Maria/Herding, Maruta/Frank, Anja (2023a). „Was wollt ihr von mir? Ihr seid von der Polizei!“. Radikalisierungsprävention in der Triade aus Justizbediensteten, pädagogischen Fachkräften und Inhaftierten. *Soziale Probleme* 34 (1), 62–79.
- Jakob, Maria/Jukschat, Nadine/Herding, Maruta (2023b). Radikalisierungsprävention im Gefängnis. (Sozial-)Pädagogisches Handeln unter erschwerten Bedingungen. Weinheim/Basel, Beltz Juventa.
- Kaplan, Anne/ Roos, Stefanie (2021). Jugenddelinquenz als genuines Handlungsfeld der Sonderpädagogik Emotionaler und Sozialer Entwicklung? Einführendes zu einer interdisziplinären Perspektive. In: Anne Kaplan/Stefanie Roos (Hg.). *Delinquenz bei jungen Menschen. Ein interdisziplinäres Handbuch: Festschrift zur Emeritierung von Prof. Dr. Philipp Walkenhorst*. Wiesbaden/Heidelberg, Springer VS, 3–25.
- Kohli, Martin (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37 (1), 1–29.
- Levy, René (1977). Der Lebenslauf als Statusbiographie: Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive. Stuttgart, Enke.
- Lipp, Wolfgang (2010/1985). *Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten*. Würzburg, Ergon-Verlag.
- Maruna, Shadd (1999). Desistance and Development. The psychosocial process of ‘going straight’. In: Mike Brogden (Hg.). *The British Criminology Conferences. Selected Proceedings. Papers from the British Criminology Conference, Queens University, Belfast, 15–19 July 1997*.
- Matza, David (1964). *Delinquency and drift*. New York, Wiley.
- Osvaldsson, Karin (2004). ‘I don’t have no damn cultures’: doing ‘normality’ in a ‘deviant’ setting. *Qualitative Research in Psychology* 1 (3), 239–264.
- Presser, Lois (2009). The Narratives of Offenders. *Theoretical Criminology* 13 (2), 177–200.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2021). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. Berlin/Boston, De Gruyter Oldenbourg.
- Sacks, Harvey (1984). On doing „being ordinary“. In: J. Maxwell Atkinson/John Heritage (Hg.). *Structures of Social Action. Studies in Conversation Analysis*. Cambridge/Paris, Cambridge University Press/Editions de la Maison des Sciences de l’Homme, 413–429.
- Schütze, Fritz (1983). Biografieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik* 13 (3), 283–293.
- Schütze, Fritz (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. *Erzähltheoretische Grundlagen*. 1. Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können. Studienbrief. Hagen, FernUniversität.
- Sieferle, Barbara (2023). *Nach dem Gefängnis. Alltag und unsichtbare Bestrafungen*. Bielefeld, transcript.
- Sparks, Richard/Bottoms, E./Hay, Will (1996). *Prisons and the problem of order*. Oxford, Clarendon.
- Strafvollzugsgesetz (StVollzG) (1976)*. Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der freiheitsentziehenden Maßregeln der Besserung und Sicherung vom 16. März 1976 (BGBl. I S. 581), zuletzt geändert durch Artikel 8 des Gesetzes vom 22. Dezember 2025 (BGBl. 2025 I Nr. 349).
- Sykes, Gresham M. (1958). *The Society of Captives. A study of a maximum security prison*. Princeton, University Press.
- Villman, Emma (2023). Narratives of normality: Finnish prisoners envisioning their future. *Punishment & Society* 25 (1), 80–98.

- Vollan, Marianne (2016). „Mot normalt“? Normalitetsprinsippet i norsk straffegjennomføring. *Tidsskrift for strafferett* 16 (4), 447–461.
- Wernet, Andreas (2009). Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. 3. Aufl. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weyers, Stefan (2005). „Sünder“, „Dummer Junge“, „Opfer“, „Held“... Biographische Selbstpräsentationen inhaftierter Jugendlicher. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen* 18 (2), 236–263.